

(Nachdruck verboten.)

131

## Erhaltung der Kraft.

Novelle von Timm Kröger.

Jörn Alpen schwieg einen Augenblick, um das Gesicht seiner Braut zu prüfen. Es war aber ruhig und entschlossen wie zuvor. Da fing er wieder an: „Sieh, ich bin älter als Du und auch älter als Martin. Ich denke anders, ich spreche anders als ihr, das macht die Erfahrung. Da kannst Du nicht gegen an. — Nun denkst Du hin und denkst her, aber das gibt sich alles, Kind.“ — Jörn fasste sie am Kinn. — „Wenn ich Dich erst hier habe, wenn Du erst hier schaltest und waltest über Küche und Keller und über Mädchen befehlst, wenn Du unserem Töchterchen nur erst nähergekommen bist, wenn ich Dich nur erst ein paarmal im Arm gehabt habe . . .“

Als Jörn das sagte, zog Elsbe seine Hand von ihrem Kinn hinweg. Jörn Alpen wollte dies nicht bemerken, jedenfalls nicht beachten, er sprach ruhig weiter:

„Ja, wenn das alles erst da ist, dann wirst Du Deinen Mann gegen Martin Uhrhammer nicht eintauschen wollen. Und dann kommt es doch nicht nur auf den Mann an, es kommt auch darauf an, was er ist und was er hat. Und da hab ich doch ganz was andres unter den Füßen als Martin . . . Die Stelle kriegt Martin nicht, und was ist dann überhaupt in Altenhof los? Schulden . . . und wieder Schulden . . . Schuld und Sch . . . wie man so sagt. Da ist es bei mir anders, und das ist doch gewiß nicht zu verachten . . . So wie Du zu sitzen kommst, sitzt keine Frau im Kirchspiel. Peter Bauervogt prahlt wohl, als ob er das meiste Geld habe . . . Es ist aber nur Prahlen, Elsbe . . . Die reichste Bäuerin im Kirchspiel wird meine Frau.“

„Jörn,“ entgegnete Elsbe Wulffen harsch, „Du siehst die Sache so an. Ich sehe sie anders an. Ich kann Deine Frau nicht sein.“

Nach einer Pause kam es milder: „Du hast gewiß gute Seiten, in gewissen Dingen hast Du — ich will es glauben — auch Herz. Ich wende mich an den guten Jörn . . . Jörn, gib mich frei!“

Jörn Alpen antwortete kein Wort, aber ein „Nein!“ stand in seinem Gesicht geschrieben.

„Ich sehe, Du willst nicht. Jörn, als ich herging, konnte ich mir nicht denken, daß Du ein Mädchen würdest halten wollen, das einen andern liebt, eine nehmen wolltest, die Dich nicht mag und es Dir sagt. Ich dachte, er wird Dich schlagen, er wird Dich mißhandeln und zur Tür hinauswerfen. Das hoffte ich, dann wäre alles ausgewesen. Aber Du schlägst mich nicht, Du schimpfst nicht einmal, dafür bestehst Du auf meinem Wort. Und da Du so bist, so muß es sein, was ich sagen will. Ja, da muß ich ein Wort sagen, das mich sicher frei macht. Ich hätte es gern für mich behalten, aber ich sehe, es geht nicht anders. — Jörn,“ sagte und trat dicht vor ihn hin, „Du glaubst ein reines Mädchen zu freien, das ist nicht wahr, ich bin es nicht mehr.“

Als Elsbe Wulffen das gesagt hatte, da flammte in seinem Auge etwas auf, was man für Empörung halten konnte.

„Das ist stark,“ erwiderte er. Es übermannte ihn sogar. „Pfui! Braut und das?“

„Nein, Jürge, lügen will ich nicht darum. So lange ich mit Dir versprochen gewesen bin, habe ich mir nichts zuschulden kommen lassen . . . Martin hat mich aber von Hans Jägers Zort nach Hause gebracht.“

Jörn Alpen wurde wieder ruhig, ging in der Stube auf und ab und trat dann vor Elsbe hin.

„Nun muß ich Dich was fragen,“ begann er ernst.

„Sprich!“

„Und wenn es zwischen uns trotzdem beim alten bliebe, würdest Du mir was ins Hans tragen, etwas, das mir nicht zugehörte?“

„Jörn, ich wollte, ich könnte „ja“ sagen. Leider darf ich nur „nein“ antworten.“

Der Bauer maß noch einmal die Länge der Stube.

„Wenn die Sache so ist, Elsbe, dann kann ich in dem, was Du gefehlt hast, nichts sehen, was Dich unwert machte,

meine Frau zu werden. Und nun, Elsbe, denke ich, brechen wir ab. Nimm mir's nichts übel, ich muß nach der Buschkoppel.“

Die nach der Hausdielen führende Stubentür war zugeschlossen. Jörn hatte sie aufgemacht und war schon draußen.

„Jörn,“ rief Elsbe hinter ihm her, „ich will aber nicht!“

Jörn Alpen hörte nicht mehr, er schritt schon über die Dielenschwelle ins Freie.

Achtes Kapitel.

Durch den Sechsee.

„Wir nehmen die Schimmel,“ erklärte Martin, „reiten kannst Du ja ganz gut, das bringt uns rascher und heimlicher aus dem Dorfe als Fuhrwerk. Morgen früh halb vier halte ich bei der Sternkate am Drehtreuz hinter den Tannen. Die Pferde stellen wir in Gamaschen bei Gastwirt Jhmisen ein, von Altona aus schreiben wir alles . . . Klaus ist noch nicht zurück, das ist mir in gewisser Hinsicht lieb, ich lege ihm einen Zettel hin. Mit Deiner Mutter, scheint mir, machst Du's ebenso. Es ist ja nicht auf ewig. — Punkt halb vier halte ich mit den Schimmeln im Redder hinter den Tannen vor dem Drehtreuz.“

Ihr Entweichen hatte etwas von Flucht an sich . . . man kann es geradezu so nennen. Sie ritten eine abgelegene Straße hinter dem Wiesenweg um die sogenannte Kirchhofskoppel herum. Auf diese Weise trafen sie keine andre Wohnstätte als Kühls Instenkate.

Es war ziemlich dunkel, der Tag graute kaum, und die Luft hing voll Rauch und Nebel. Bei der Kirchhofskoppel brach ein Tier aus dem Knick und sprang in großen Sätzen davon. Die Pferde scheuten, Martin aber zwang nicht allein seinen Gaul, sondern brachte auch des Mädchens Roß mit raschem Griff zum Stehen. Und in demselben Augenblick löste sich im Dorf der erste Gahnenschrei.

Die Flüchtlinge sprengten weiter . . . sie dachten . . . der eine an Klaus . . . die andere an die Mutter . . . und dachten an den Schreck, wenn die die Zettel fänden . . . Dem Mädchen zieht's wie Froschhauer durch die Glieder.

Aber nun ist alles vorbei . . . Sie sind schon bei der Brücke.

Martin stieg ab und gab Elsbe die Zügel. „Behalt einen Augenblick!“ sagte er. „Ich will sehen, ob wir nicht hinüberklettern können. Können wir, dann lassen wir die Schimmel nach Hause traben und gehen zu Fuß.“

Er drückte sich durch das Rattenwerk (die Bauleute waren noch nicht da) und tappte vorsichtig die Bohlen entlang. Das Geländer war weg, eigentlich waren nur noch Balken da, überall klaffende Lücken; einige Male mußte er weit ausschreiten, Löcher zu nehmen, nach dem vorletzten Pfeiler gähnte ihn die breite Leere an. — Der Strom drängte sich schwarz und unheimlich, leise brodelnd und drohend, an dem steilen Feschinenufer hin.

„Das geht nicht,“ erklärte Martin, als er durch die Datten zurückgetroffen kam. „Das geht nicht. Wir reiten über Todendorf.“

Wortfarg ging es weiter, immer an der Höhe hin. — Die breiten Nebel, die auf den feuchten Wiesen lagen, begannen sich von der Nacht zu trennen — der Weg, den die Reiter verfolgten, lag in höherer Ebene . . . so überfahen sie die ziehenden, die wogenden Wellen.

Bei Vochhorst, einem Hof nicht weit vor Todendorf, ist ein schmaler Nebenarm der Au durch ein Steinfiel überwölbt. Den Reitern war bis dahin noch keine Spur wacher Menschen aufgefallen — die Leute von Vochhorst aber hatten die Augen aufgetan. Ein alter Knecht ging schläfrig in Holzstiefeln über den Hofplatz und sah staunend die Schimmel und ihre Reiter. Stumm blieb er so lange, wie nötig ist, die Erscheinung seinem Verstandskasten zu übermitteln und Anweisung daher zu empfangen. Dann rief er: „Hoi, hoi!“ und winkte mit der Hand.

Die Reiter hielten an. Da ging er langsam bis zum Sektor und fragte:

„Nun, wohin mit der Mamsell zu Pferde, wenn's erlaubt ist zu fragen?“

„Nach Todendorf und Seefeld.“

„Da kommt Ihr nicht durch.“

„Warum nicht?“  
 „Da ist die Artillerie im Gange.“  
 „Der Weg ist ja gar nicht gesperrt!“  
 „Tavohl ist er gesperrt!“  
 „Hat unser Bauernvogt nicht gemeldet.“  
 „Da kann ich nichts über sagen, aber gesperrt ist er.“  
 „Das wäre der Teufel!“  
 „Da kann der Teufel auch nichts an ändern.“  
 „Wahr oder Späß?“  
 „Späß? Ist das Späß?“  
 Vor ihnen auf der Heide blitze ein Feuerstrahl auf.  
 Ein Knall . . . ein Geräusch . . . Pfu—u—ul Das Einschlagen eines scharfen Geschosses.  
 „Verdommig!“ schuchte Uhrhammer, Unteroffizier der Artillerie. „Teufel nochmal — das kenne ich, die schießen scharf.“  
 „P—pfu—u!“  
 „Verdommig!“ wiederholte Martin Uhrhammer. „Da können wir nicht durch.“  
 Es krachten ganze Salven.  
 „Sollt Dank haben,“ sagte Martin zu dem Knecht.  
 Sie ritten zurück, und als sie den Hof hinter sich hatten, fing Martin an: „Durchs Dorf, und dann den Langweg längs, das geht nicht. Elsbe . . . hast Mut?“  
 „Solang Du bei mir bist, Martin, einen ganzen Berg.“  
 „Dann reiten wir durch den Sechtfsee.“  
 „Sechtfsee?“  
 „Hast Vange, Elsbe?“  
 „Nicht für zwei Schillinge.“  
 „Denn man los!“  
 Da trabten sie in der Richtung nach dem Sechtfsee — ein donnerndes Manövergefecht im Rücken.

Der alte Fährdamm wäre fester gewesen als der Richtweg am Austraum längs über die Wiesen. Der ging über Moorboden und dünne Grasnarben, jetzt war er durch Regen aufgeweicht. Die Durchbrenner wählten aber doch, um rascher fortzukommen und weil er einsamer war, diese Straße.

„Böst bang, Elsbe?“  
 „Garni, Mattn!“  
 Sie trabten rasch — rechts flogen und links flogen und über die Köpfe der Reiter flogen Schmutz und Rasenstücke.  
 „Kannst Dich halten, Elsbe? Wenn Du fühlst, daß Du schief kommst, dann fass Loit in die Nähhaarel!“  
 „Ich kann mich halten, Mattn.“  
 Jeden Augenblick fragte Martin: „Böst bang, Elsbe?“ Und immer antwortete Elsbe: „Garni!“  
 Zu ernten war auf den Wiesen nichts. Röhre und Jungvieh waren auch noch nicht da, die Becken und Tore überall offen, und alles war flach und grau und leer.  
 Der Wind war aufgekommen, der Nebel zerrissen, verjagt.

Aber alles war flach und feucht und grau und einsam. „Sieh, Elsbe,“ bemerkte Martin und zeigte auf ein Segel, „da ist die Eider.“

Der Wimpel regte verdrossene Flügel und Falten, ein Segel rollte auseinander — aber es war grau wie die Welt ringsumher.

„Elsbe, siehst Du — ein bißchen rechts — da steht die Eide, und die Binjen sind auch dabei.“

„Ich seh, Martin.“  
 „Und weißt Du, was das ist?“  
 „Das ist der Sechtfsee.“  
 „Elsbe, hast Vange?“  
 „Gar nicht, lieber Martin.“

Der Austraum schlängelte sich bald nah, bald fern. Und wenn er nah war, dann sah man den dunklen trägen Strom. Er hat wenig Gefälle, hat immer was Flüssiges und Faulles und immer was Düsteres. Er fließt und quillt über Morast und Moor. Es ist eine träge und doch eine große Gewalt, eine in ihrer schleimigen Langsamkeit unheimliche nach dem Sechtfsee hinstrebende Gewalt . . . Nun fiel auch der Wind in des Stromes Binjenrahmen ein. Ein tolles Stück, rauschte er, bei dem Wetter durch den Sechtfsee zu reiten.

Martin und Elsbe ritten weiter und hielten bald auf Hans Horns Bultwiese bei dem kleinen Eichbaum. Die Kanonenschläge fielen seltener, sie unterstrichen aber ein Infanteriegeknatter, das wie Klappbüchenschüsse einer Knaben-schlacht herüberdrang.

Falkenstein sah man kaum, und von dem Scheuerpfahl am anderen Ufer gar nichts. Martin Uhrhammer war ab-

gestiegen und hatte einen Eschenschaft aus Hans Horns Bultwiesenhector gezogen. „Den nehm ich mit, da haben wir was zum Vorkühlen.“

Martin Uhrhammer stand und hielt die Stange in der Hand. Es war der erste ruhige Augenblick. — Zum erstenmal sah Martin nach Altenhof und nach seinem Dorf zurück. Im Osten kam ein Lichtschein auf und bestrahlte das von der Höhe weich herabfallende, hinter dem Dorf belegene Waldbeuge.

„Elsbe, dreh Dich mal um!“  
 „Warum, Mattn?“ Sie tat aber, wie Martin gesagt hatte.

„Wie ist der Wald so schön, Elsbe!“  
 „Ja, Mattn, das sag man mal.“  
 „Und die Häuser all. — Der große Knäuel ist Altenhof, links etwas höher ein Tüpfel . . . das ist euer Haus . . . Nun wissen sie's auf Altenhof, nun weiß es auch die Mutter.“

„Ja, Martin.“  
 „Sieh nochmal hin, es vielleicht das letzte Mal!“  
 „Ja, Martin.“  
 „Wolln wir auch lieber hier bleiben, Elsbe?“  
 „Man ja nicht, Mattn!“  
 „Denn man zu.“

(Schluß folgt.)

## Himmelfahrts-Symbolik.

Schon bei der frühchristlichen Himmelfahrtsfeier scheint die Sinnbildlichkeit eine große Rolle gespielt zu haben, doch ist sie im Laufe der Zeit vielfachen Veränderungen unterworfen gewesen. Es legten eben nach kirchenbäterlichen Berichten dem „heiligen Fest der Auffahrt“ schon die ersten Christen eine hohe Bedeutung bei. Um nun den letzten irdischen Triumph des Heilandes möglichst sichtbar darzustellen, ließ die altgriechische Kunst unter Anlehnung an Apostelgesch. 1, 9—12 das figurliche Brustbild Christi von zwei Engeln himmelwärts tragen, wie denn überhaupt noch eine stattliche Anzahl „dienstbarer Geister“ an dem erhabenen Akte teilnehmen. In späteren Jahrhunderten wurde die symbolische Vorführung schon bedeutend grobsinnlicher, trotz der reblichen Absicht, die kirchliche Andacht der versammelten Menge zu heben: Auf einer künstlichen Erhöhung im Gotteshause — Delberg genannt — stand die lebensgroße Figur Christi mit ausgebreiteten Armen, gleichsam die anwesenden Gläubigen segnend. Um das hölzerne Bild standhaft zu machen, war es in möglichst unauffälliger Weise mit dünnen Stricken gehalten, die am Kirchenhimmel befestigt wurden. Nach einer feierlichst ausgeführten Prozession durch das Kirchenschiff — unter Absingung des 122. Psalms — hielt der antretende Priester mit der andächtig lauschenden Gemeinde eine liturgische Zwiesprache im Namen Jesu. Die indes aufgestiegenen Weibrauchdämpfe hüllten schließlich das ganze Bildnis ein, das nun „zusehends vor ihren Augen“ emporfuhr! Zwei Männer in weißen Kleidern, hinterm Altar hervortretend, verkündeten darauf der harrenden Schar mit lauter Stimme die einstige Wiederkunft des aufgefahrenen Gottessohnes zum jüngsten Gericht. . . .

Im späteren Mittelalter gestaltete sich die kirchliche Himmelfahrtsfeier noch wahrheitswidriger und irreführender, ja sie artele zum Kummenschanz aus, denn man ließ unmittelbar nach der geschilderten Auffahrt ein angezündetes Fackelbild aus der Höhe herabfallen, das im Hinblick auf Luk. 10, 18 den leibhaftigen Satan verkörpern sollte. Unter rohem Jubel stürzte sich das anwesende Kindervolk über den am Boden liegenden „Antichrist“ her und bearbeitete ihn so kräftig mit schwanlen Ruten, daß sich das formlose Ungetüm funkenstiebend in größere und kleinere Fetzen auflöste. Hierauf „fiel Brot vom Himmel herab“ — in Gestalt von Marzipan, Ruderplätzchen, Honigluchen und anderen Süßigkeiten —, und indem sich die begierigen Andächtigen um das köstliche „Manna“ halgten, kam urplötzlich ein starker Strahl „Wasser des Lebens“ auf sie herabgeschossen, der den verfluchten Menschenknäuel blickschnell auflöste und zu lautem Getöse und Gegröhl veranlaßte. Die Reformation machte dieser Art Himmelfahrts-Symbolik den Garaus. Nur in manchen katholischen Gegenden lebte der seltsame Brauch fort, und noch heute wird in einigen Dörfern des alpinen Allgäu der göttliche Auffahrer im Gotteshause „ehrbär“ dargestellt. Dabei achten die Kirchenbesucher genau auf die Himmelsrichtung, nach der das ausgezogene Jesusbild sein Antlitz wendet, denn dort sollen die meisten Gewitter aufsteigen. Ein bekanntes Sprichwort am Lechrain sagt:

„Wo sich unser Herrgott hindreht,  
 Da der Wind hergeht.“

Kein symbolischen Charakter hat auch so mancher Glaube und Brauch, der mit dem kirchlichen Feste „Ascensio Domini“ (Himmelfahrt des Herrn) verknüpft ist. So wird in Schlesien behauptet: „Auf Christi Himmelfahrt öffnet sich der Himmel und läßt alle feurigen Erscheinungen durch.“ Damit will man andeuten, daß an diesem Tage „das himmlischezelt“ gleichsam einen Spalt aufweist, ähnlich wie am 40. Tage nach der biblischen Auferstehungs-

geschichte, als der auffahrende Gottessohn verklärt in das Haus seines Vaters einging. — In Wirklichkeit ist jene volkstümliche Meinung aber eine symbolische Bezeichnung für das grelle Leuchten des Lichtes, und noch heute sagt der ländliche Bewohner Thüringens und Hessens, sobald es heftig blitzt: „Der ganze Himmel steht auf.“ Das ist aber besonders an „Christi Himmelfahrt“ der Fall, denn „an diesem Tage muß es ein Gewitter geben, weil unser Herr gen Himmel gefahren ist,“ wie in norddeutschen Gauen geglaubt wird. Es offenbart sich darin ein gutes Stück vom altgermanischen Donaraktus. (Himmelfahrt fällt auf Donnerstag = Donars Tag) Sollen sich am zehnten Tage vor Pfingsten sächsischem Volksglauben gemäß gewisse Berge öffnen, so liegt die Annahme nahe, als handele es sich hier um eine symbolische Folgerung, die im Hinblick auf die biblische Festbegebenheit außer dem Himmel auch die gegenüberliegende Erde sich aufsun läßt. Doch auch diese gemeindeutsche Vorstellung erinnert an die heidnische Götterlehre der Germanen, die sich manchen ihrer hohen Anstehenden im tiefsten Innern dieses und jenes „heiligen Berges“ wohnend dachten —: ein Glaube, der später den oder jenen König in ein solches unterirdisches Schloß versetzte, wie wir z. B. aus der bekannten Barbarossa Sage wissen, die übrigens auch den Abfhäuser sich am Himmelfahrtstage öffnen läßt!

Symbolisch sind ferner die ehemals am Himmelfahrtstage veranstalteten, jetzt nur noch vereinzelt in süddeutschen Ländern stattfindenden Flurumzüge oder Wittprozessionen. Geschichtlichen Ueberlieferungen gemäß sind sie von der Kirche im 4. Jahrhundert eingeführt worden, doch darf nicht übersehen werden, daß es sich um ursprünglich heidnische und dann im Geiste der neuen Lehre umgewandelte Bräuche handelte. Die Germanen meinten nämlich, daß etwa im Beginn des sommerbringenden Sonnenmonats die Götter förmliche Umgänge durch Flur, Garten und Haus vollführten, und zwar mit segnendem Erfolge. Als jedoch durch den Einfluß christlicher Bekehrer der Glaube an die gaben spendenden Heidengötter wanden geworden war und deren lenzzeitige Rundreisen durch Flur und Au, durch Haus und Hof hinfort von den nachahmenden Sterblichen selbst ins Werk gesetzt wurden (wobei man dem feierlichen Zuge bildhauerisch hergestellte „Götzen“ vorauftragen ließ) da handelt es sich schon um eine symbolische Ueblichkeit. Das reformierende Christentum vermochte den eingewurzeltten Brauch nicht zu dämpfen, viel weniger noch auszurotten und hängte ihm deshalb das verhüllende Heiligenmäntelchen um, indem die herkömmlichen Umzüge zu andachtsvollen Wittprozessionen erhoben wurden, wobei im freien Felde an gewissen Stationen Halt gemacht, Evangelien verlesen und Gebete gesprochen wurden und das Kreuzigt an der Spitze des Zuges einherparadierten mußte.

Wenn heutzutage in Franken und Schwaben, in Harzgegenden wie auch in hessischen und thüringischen Gemackungen zu Himmelfahrt die bäuerliche — und auch die städtische — Bevölkerung hohe Bergesgipfel der Umgebung aufsucht, so scheint diese Sitte insofern eine sinnbildliche Bedeutung zu haben, als nach der Legende einst an demselben Tage Christus vor seiner Auffahrt den Delberg besteigen mußte. Scheinbar will man dem auffahrenden Gottessohne nachbildlich werden, doch ist in Wirklichkeit germanisches Heidentum im Spiele. Altdeutschlands Bewohner meinten vor festlichen, gottgeweihten Tagen („Hochzeiten“) den vielerhörenden Göttern näherzukommen, wenn sie Bergesrüden aufsuchten, wo ja heute noch religiös veranlagte Gemüter am leichtesten „vom Schauer der Unendlichkeit ergriffen“, „vom geheimen Wesen der Ewigkeit angewandelt“ werden.

Schließlich wäre noch einer seltsamen Symbolik des Himmelfahrtstages zu gedenken, die im Spätmittelalter zu höchster Blüte gelangte, nämlich die Vermählung des Dogen von Venedig mit dem Adriatischen Meere. Als Venedig, die stolze „Königin der Adria“, noch ihre republikanische Verfassung hatte, fuhr am Himmelfahrtstag der Doge im festlichen Pomp, umgeben von Gesandten des Papstes und fremder Mächte, umklungen von den schmetternden Klängen der Hofkapelle, an Bord des „Bucentoro“ hinaus ins offene Meer, warf unter lautem Gebet der Klerisei einen kostbaren goldenen, edelsteinbergierten Ring in die rauschenden Wellen und rief dabei feierlich aus: „Meer, wir heiraten dich zum Zeichen unserer wahren und beständigen Herrschaft!“ Unter allgemeinem Jubel bewegte sich dann das prachtvoll geschmückte Schiff nach dem Marktplatz zurück, und ein großes Fest wurde hier gefeiert. Bei dieser symbolischen Himmelfahrtstagsfeier wollte man sich des meergöttlichen Schutzes der besetzten Stadt sichern: eine christliche Verkörperung altheidnischer Anschauungen. F. Runze.

(Nachdruck verboten.)

## Gewitterfurcht.

Wir haben in diesem Jahre außerordentlich frühzeitig Gewitter gehabt, was um so merkwürdiger ist, als dieses Frühjahr sich keineswegs durch ungewöhnliche Hitze auszeichnete. In der Regel setzt die Gewitterperiode erst nach dem Himmelfahrtstage ein, und dieser Festtag ist in vielen Ländern daher ein Witt- und Wettag um Schutz vor Wetterschäden. In anderen Ländern, z. B. in England, muß an diesem Tage die Revision der Witterbleiter tollendet sein! Dieses wie jenes zielt darauf hin, Blitz- und Gewitterschäden von uns fernzuhalten und dient wohl auch dazu, die

leidige Gewitterfurcht einzuschränken, eine nervöse Krankheit, die viel weiter verbreitet ist, als wohl allgemein bekannt ist.

Es gibt zahlreiche Menschen, die sonst ganz gesund zu sein scheinen, die, körperlich kräftig, in anderen Lebensgefahren mutig ihren Mann stehen, die, wie man zu sagen pflegt, Tod und Teufel nicht fürchten und gleichwohl beim ersten Zuden eines Blitzes von einer Angst befallen werden der sie nicht Herr werden können. Oft stellen sich Weinkrämpfe ein, Kopfschmerzen, die freilich wohl mit der körperlichen Veranlagung der betreffenden Personen zusammenhängen, und allerlei andere Beschwerden, und nicht nur Frauen und Kinder, nicht nur hysterische Menschen, sondern große starke Männer werden von solcher Gewitterangst befallen.

Ebenso wenig wie diese Gewitterangst mit persönlicher Feigheit der betreffenden Personen irgend etwas zu tun hat, ebensowenig auch mit der Intelligenz, Klugheit, Bildung und Erfahrung des einzelnen. Während der „ungebildete“ Bauer in der Regel der Blitzgefahr weit mehr ausgesetzt ist als der Bewohner der Stadt, ist doch die Gewitterangst unter der „gebildeten“ Bevölkerung der Stadt weit mehr verbreitet, — wie ja alle mit der Nervenstörung zusammenhängenden Krankheitserscheinungen. Es ist das sogar der Fall bei Gelehrten, die sich völlig klar darüber sind, was ein Gewitter auf sich hat. Es handelt sich eben um eine Krankheit, über deren Erscheinungsformen man noch viel zu wenig unterrichtet ist, um über ihre Ursachen im klaren zu sein. Die meisten Menschen, denen selber die Gewitterangst völlig fremd ist, sind nur zu leicht geneigt, diejenigen, die beim ersten Blitz von kläglichem Furcht befallen werden und diese oft in der grotesksten Weise zeigen, zu verlachen, mit „Bernunftsgründen“ und Belehrungen ihnen „den Kopf zurechtzuhaben“ und so ihnen „die Furcht auszureiben“. Krankheiten aber heilt man nicht durch Verhöhnung und Belehrung, wenigstens nicht im Augenblick des Krankheitsausbruchs. Es mag nicht falsch sein, die von Gewitterfurcht Befallenen über die Grundlosigkeit ihrer Furcht immer wieder in eindringlichster Weise aufzuklären: zu Zeiten, wenn keine Gewitter drohen und sie völlig frei von Gewitterangst sind, aber im Augenblick des Ausbruchs der Furcht können nur Beruhigungsmittel oder Energie Hilfe schaffen.

Beide Methoden haben eine gewisse suggestive Wirkung: der von Furcht Erregte wird unter der beruhigenden Einwirkung sanfter und besänftigender Zureden die Reizbarkeit der Nerven verlieren, andere Beruhigungsmittel, wie abkühlende Getränke, sehr süßes Zuckerswasser, kalter Baldrian, Brom, Brausepulver schlagen die innere Erregung nieder, kühlende Umschläge auf die Stirn haben ähnlichen Zweck und ähnliche Wirkung. Andererseits aber hilft auch oft eine energigehende Behandlung des Kranken, ein tüchtiges Anjähren und Ausjanken, das ihn selbst zu energischer Bekämpfung der Furcht zwingt. Welche Behandlungsweise im Einzelfall geboten erscheint, das muß die Erfahrung lehren. Willensschwachen Personen gegenüber wirkt meist das letztere Mittel, das ihnen der Wille des stärkeren aufzwingt. Es ist eine leichte Art der Hypnose, die da in Kraft tritt. Doch kommt es eben auf die Eigenart der einzelnen Person, auf den Grad ihrer Gewitterfurcht an.

Hat die Umgebung der betreffenden Person auf die eine oder die andere Art die Gewitterfurcht in einzelnen Fällen erfolgreich bekämpft und sie lehrt bei jedem neuen Gewitter doch immer wieder, so soll man einen tüchtigen Nervenarzt zu Rate ziehen, der dann eine längere Kur vornehmen muß; denn abgesehen davon, daß oft wiederkehrende Anfälle der Gewitterfurcht den Betroffenen körperlich sehr herunterbringen können, ist die Gewitterfurcht doch auch in jedem Falle eine physische Störung, die wohl auch größere Dimensionen annehmen kann. Kaltwasser- und hypnotische Kuren sind von Erfolg gewesen, selbst in schweren Fällen dieses Leidens.

Natürlich darf man nicht jede Angst, die irgendeinen befällt, wemals blüht und donnert, gleich als die Krankheit auffassen, von der hier die Rede ist, sondern diese Angst muß von anderen Krankheitserscheinungen begleitet sein: großer Reizbarkeit der Nerven, tiefer Erregung und Erschütterung, Ohnmachtsanfällen, Weinkrämpfen, Zittern und sonstigen Anzeichen einer offenbaren seelischen Störung, die für jeden Einsichtigen als solche unverkennbar ist.

Ueber die Ursachen der Gewitterfurcht sind die Ansichten keineswegs geklärt. Man geht wohl nicht fehl, wenn man annimmt, daß in den verschiedenen Fällen verschiedene Ursachen mitwirken. Eine allgemeine Willensschwäche kann in dem einen Fall das vernachlässigte Angstgefühl, das dann bei jedem Wetter eine natürliche Erscheinung ist, zur krankhaften Gewitterfurcht steigern. In anderen Fällen wiederum werden physische Störungen vorliegen. Man hat oftmals allerlei Idiosyncrasien beobachtet: Widerwillen gegen Geräusche, gegen Gerüche und andere Einwirkungen von außen, die auf seelische Störungen zurückzuführen sind. Endlich aber auch wird es Fälle geben, bei denen die ungewöhnlichen Witterungsverhältnisse, die bei einem Gewitter vorhanden sind, Wirkungen auf den Körper der betreffenden Persönlichkeiten hervorrufen.

Von diesem Gesichtspunkte aus ist die Gewitterfurcht wohl von den Nerven noch am wenigsten betrachtet worden, und doch liegt es nahe, sie als eine Erkrankung des Körpers, nicht als solche der Seele zu betrachten, wenn man erwägt, bei wie zahlreichen Menschen sich Witterungserscheinungen im Körper bemerkbar machen durch Reizen in den Gliedern, Kopfschmerzen, Schwere im Körper usw. Es gibt Menschen, die im wahren Sinne des

Wortes als Barometer gelten können, bei denen jeder Wetterumschlag, jeder kommende Regen sich Stunden vorher ankündigt.

Wird, wie gesagt, beim Ausbruch des Gewitters und bei Eintritt der Gewitterfurcht kaum die Erwägung von Nutzen sein, daß diese Furcht unberechtigt ist, so kann es immerhin doch nichts schaden, im allgemeinen zu anderen Zeiten darauf hinzuweisen.

Die Gewittergefahr ist außerordentlich gering, sie wird mit jedem Jahre geringer, je mehr Telegraphenstangen, Telephonleitungen und andere ähnliche Anlagen, selbst Wasser- und Gasleitungen, hergestellt werden, die die elektrischen Entladungen in die Erde leiten. Daraus ergibt sich, daß die Gewittergefahr in der Stadt weit geringer ist als auf dem Lande, besonders in großen Städten, wo geschlossene Häuserreihen vorhanden sind. Aber auch stehende und fließende Gewässer und hohes Grundwasser bilden Leitmassen, die die Ausbreitung des Blitzes ins Erdinnere befördern.

Freilich, wenn man vom Gewitter im Freien überrascht wird, im Wald oder auf Landstraßen, so ist die Gefahr schon größer. Indessen kommt es auch da sehr auf die Landschaft an. Ganz ausgeschlossen ist die Blitzgefahr auf Kalkboden, sehr gering auf Tonboden, etwas weniger auf Sandboden, und viel weniger gering ist die Gefahr auf Lehmböden. Aus diesen Bodenverhältnissen ist es erklärlich, daß in Süddeutschland und Oesterreich die Gefahr geringer ist als in Norddeutschland.

Auf der Höhe, auf dem Berge ist die Blitzgefahr größer als im Tal; bei allein stehenden Häusern, Bäumen usw. ist der Aufenthalt besonders gefährlich. Indessen ist die Blitzgefahr nicht bei allen Bäumen gleich groß. Ein alter, in Süddeutschland im Schwange befindlicher Reimspruch besagt:

„Vor den Eichen sollst du weichen,  
Vor den Fichten sollst du flüchten,  
Auch die Weiden sollst du meiden,  
Doch die Buchen magst du suchen.“

Eine Bestätigung dieses Spruches ergaben langjährige Beobachtungen über Blitzschläge in den Wäldern Lippe-Deimolds. Diese sind so reich an Buchen, daß auf je zehn Bäume ungefähr sieben Buchen kommen, und dennoch ist in elf Jahren keine einzige Buche getroffen worden, dagegen 86 Eichen, 20 Fichten und 4 Kiefern. Der Grund für diese Verschiedenheit liegt vermutlich in der Verschiedenartigkeit der inneren Struktur der Bäume.

Hat man nun aber, vom Gewitter überrascht, keine Wahl, und muß man in der Nähe von Bäumen bleiben, so suche man lieber Baumgruppen auf, Bäume, deren Gezweig ineinandergeht. Bei einzelnen Bäumen aber muß man einige Meter vom Gezweig sich entfernt halten. Auf offener Landstraße, im Felde bleibe man nicht im Gewitter stehen, ebensowenig laufe man. Das Beste ist: sich lang auf den Boden legen oder in der Windrichtung langsam weiterzuschreiten.

Innerhalb des Hauses halte man sich in der Mitte des Zimmers auf, von den Wänden, Gas- und anderen Leitungsröhren entfernt, auch fern von großen Spiegeln, die mit ihren Quecksilbermengen Gefahren bieten, wenn solche überhaupt vorhanden sind.

Daß dies für gewöhnlich nicht der Fall ist, beweist uns die Statistik, die in nackten Zahlen verkündet, daß weit häufiger ein Mensch von allen möglichen anderen Gefahren — Ueberfahren und anderen Straßenunfällen — bedroht ist als von Blitzschlägen, die von Jahr zu Jahr an Zahl geringer werden, während andere Gefahren zunehmen. Ganz sicherlich z. B. kann man sagen, daß der heitere Himmel (Sonnenstich und Hitzschlag) weit mehr gesundheitliche Gefahren für die Menschheit hat, als der von Gewitterwolken umzogene. ( Dr. Oskar Wegener.

## Das Präputium Christi —

zu deutsch: die Vorhaut Jesu Christi. Man sollte es für ein Tendenzmärchen aus der Zeit der Pfaffenfresserei halten, aber die neuesten Forschungen bestätigen es: Die Vorhaut Christi ist früher mit all dem Glanz, der einer direkten Christus-Reliquie zulaut, gefeiert worden! Im letzten Heft des „Archivs für Kulturgeschichte“ beschäftigt sich Professor Otto Elemen mit dieser seltsamen Christus-Reliquie und er kommt zu folgenden Resultaten:

Wie um alle berühmten und — einträglichen Reliquien stritten sich auch um das Präputium Christi mehrere Städte. Luther erwähnt im Jahre 1530 deren drei. Hauptsächlich handelte es sich um Antwerpen und Rom. Antwerpen besah nur ein Stück der Vorhaut. Ein Kaplan Gottfrieds von Dourillon soll es in Palästina aufgefunden und mit nach Europa gebracht haben. 1114 wurde die Reliquie vom Klerus und Volk feierlich eingeholt und genos von nun an die größten Ehren. (!) Der heiligen Vorhaut wurde eine prächtige Kapelle mit Marmoraltar gebaut. Es bildete sich eine Bruderschaft, die einzig den Kultus der Vorhaut Christi propagierte. Dieser Kultus hat bis an das Ende des 18. Jahrhunderts in Antwerpen bestanden. Auch ein besonderes „Wunder“ wiro von der Reliquie erzählt: Eines Tages während der Messe soll sie plötzlich — geblutet haben. Das Antwerpener Stück der Vorhaut kam ums Jahr 1400 ziemlich in Mitleidenschaft. Die heilige Brigitta aus Schweden nämlich erhielt eine Offenbarung, nach der das Antwerpener Präputium unecht, die

Vorhaut in Rom aber die allein echte sei. Nun entbrannte ein regelrechter Kampf. Die Antwerpener, die bei den Vorhautswallfahrten ein gutes Stück Geld verdienten, gingen scharf für die Echtheit ihrer Vorhaut los. Und es gelang ihnen auch, ihre Reliquie wieder zu Ansehen zu bringen. Eine neue Gilde oder Bruderschaft wurde gegründet, die statutengemäß aus 24 der höchsten Kleriker und Laien von Antwerpen und Umgegend bestand und den Kultus der Beschneidung nach Kräften zu fördern suchte. Beim Bildersturm im Jahre 1568 ist die Reliquie dann verschwunden. Der Kultus aber dauerte, wie gesagt, bis ans Ende des 18. Jahrhunderts.

Das römische Präputium hat ebenfalls eine merkwürdige Geschichte gehabt. Es wird zuerst im 12. Jahrhundert erwähnt: als in der Lateranbasilika des Papstes liegend, aufbewahrt in einem Schreine von Zypressenholz, unter einer Balsamschicht, inmitten eines mit Perlen und Edelsteinen verzierten Kreuzes von reinstem Golde. Ueber diese Vorhaut in Rom hat es einen merkwürdigen Streit gegeben: Papst Innozenz der Dritte warf die Frage auf, ob denn Christus bei der Auferstehung nicht alle Teile seines früheren Leibes, also auch das Präputium, angenommen habe! Er selber bejahte die Frage. Andere stritten dagegen. Derweilen aber wurde die Reliquie nach wie vor mit dem größten Pomp verehrt, besonders als jene oben genannte schwedische Jungfrau sich für sie ins Zeug legte. Es nützte nichts, daß Johann Hug die Geschichte als einen Betrug brandmarkte. Die Bevölkerung strömte, auch als die Reliquie von einem Soldaten geraubt und nach Kiterbo geschleppt war, in Haufen zu diesem interessanten Fleischstückchen hin. Noch jetzt wird die Vorhaut Christi dort verehrt, doch ist eine Bewegung im Gange, die Reliquie aus der Kirche zu entfernen und sie aus dem Kultus gänzlich ausschneiden zu lassen.

Außer Rom und Antwerpen macht noch Charost, ein französischer Ort nahe bei Poitiers, Anspruch auf den Besitz der Vorhaut Christi. Auch hier wird die Reliquie noch heutzutage aufbewahrt, gezeigt und verehrt. Endlich begegnet uns noch in Hildesheim eine Spur dieses Vorhaut-Kultus. Ganz vor kurzem nämlich ist im vatikanischen Archiv ein von einem Augenzeugen stammender, sehr ausführlicher Bericht von allerlei Festnachtsposen, die 1545 in Hildesheim inszeniert waren, aufgefunden worden. Hildesheim war damals gerade protestantisch geworden, und einige junge Leute vergnügten sich damit, ehemalige katholische Reliquien in lächerlichem Umzuge durch die Straßen der Stadt zu führen und mit ihnen Unfug zu treiben. Unter diesen Reliquien wird nun auch eine Nachbildung der „goldenen Kapfel“ erwähnt, in der die Vorhaut Christi zu Hildesheim aufbewahrt wurde, wie alle alten Geschichtsschreiber aus Hildesheim berichten“.

## Kleines feuilleton.

### Medizinisches.

Die Serumbehandlung der Furunkeln. Die operative Behandlung der Furunkulose durch Einschnitt in die kranken Stellen und Entfernung des Eiters ist jetzt versuchsweise durch Einspritzung eines neuen Serums ersetzt worden. In der letzten Sitzung der Pariser medizinischen Akademie hat Mauts über diese Behandlungsart Mitteilung gemacht. Der Patient erhielt Einspritzungen eines Antistaphylokokken-Zimpstoffes, der durch Emulsion von den aus seinen eigenen Pusteln einnommenen Staphylokokken in physiologischem Serum gewonnen war. Diese Emulsion enthielt 250 Millionen Koffen im Kubikzentimeter; sie wurde durch wiederholtes Erhitzen auf 58 Grad Celsius sterilisiert. Mauts vermochte in zahlreichen Fällen, die nach dieser Methode behandelt wurden, festzustellen, daß der Zimpstoff die Furunkelbildung zum Stehen brachte.

### Ethnographisches.

Neue Zigeunerforschungen hat Dr. Slot veröffentlicht, die eine Fülle von Mitteilungen über Geschichte und Sitten dieses merkwürdigen Stammes bringen. Dr. Slot hat dazu Quellen erschlossen, die bisher kaum verwertet worden sind. Aus diesen hat er zum Beispiel elf altertümliche Zigeunermelodien geschöpft, die hier wohl zum ersten Male gedruckt sind. Beachtenswert ist die Feststellung, daß die Zigeuner seit alter Zeit den Brauch gehabt haben, ihre Toten im Verborgenen zu begraben. Das taten sie namentlich in der Weise, wie die Westgoten ihren König Marius bestatteten. Sie leiteten nämlich Flüsse aus ihrem Vei, begruben in diesen die Leichen und leiteten das Wasser dann wieder in seinen alten Lauf zurück. Die Habe der verstorbenen Stammesbrüder wurde verbrannt, und diese Sitte wird von den in England lebenden Zigeunern noch heute beobachtet; ihr Ursprung soll aber nicht auf dem Glauben beruhen, daß die Besitztümer dem Verstorbenen in die Geisteswelt nachfolgen, sondern auf der Annahme, daß die Seele mit dem Körper und dessen Eigentum so fest verbunden ist, daß sie nur nach der völligen Zerstörung des ganzen Wesiges Freiheit erlangen kann. Sonderbar ist auch der Brauch, die Liebesspeiße eines verstorbenen Verwandten während der ganzen Lebenszeit zu meiden, ferner der Glaube, daß Gefäße durch die Berührung mit der Zunge eines Hundes oder mit dem Hemd einer Frau verunreinigt werden. Diese Anschauungen werden als Ueberbleibsel orientalischer Gebräuche erklärt.